

Aktuell Politik Inland

70. Todestag Franz Jägerstätters

Unser Vater im Himmel

09.08.2013 · Als die Töchter groß wurden, hieß es, ihr Vater sei verrückt gewesen. Vor 70 Jahren wurde Franz Jägerstätter von den Nazis ermordet. Die Geschichte eines Auferstandenen.

Von JAN GROSSARTH, ST. RADEGUND

Artikel



Franz Jägerstätter: Er glaubte fest daran, dass es eine Hölle gibt, und dass es ein Paradies gibt.

Endlich kam wieder Post vom Vater. Die drei Töchter saßen am Holztisch der Bauernstube, an den Wänden hingen mit Liebesversen bestickte Leinentücher, draußen trugen die Wiesen ihr Sommerkleid. Mutter öffnete das Kuvert, und sie las: Vater ist tot. Das Urteil in Brandenburg vollstreckt, die bürgerlichen Ehrenrechte entzogen. Alle brachen in Tränen aus, erst Franziska Jägerstätter, dann Rosa, Maria und Loisi, wobei die Töchter nicht verstanden, was „tot“ hieß und „bürgerliche Ehrenrechte“. Aber im Dorf wusste jeder: Franz Jägerstätter war gestorben, weil er nicht für die Nazis kämpfen wollte.

Es kam die Heuernte, Schnee fiel, der nächste Frühling, und es hieß immer noch, die größte Gefahr sei der Engländer, der alle Ernte verbrennen werde, und die Bolschewisten im Osten. Die junge Witwe Franziska Jägerstätter richtete nun selbst Zugtiere ab, schleppte Milchkannen, Mistgabeln und Schweineteile.

Der Krieg war vorbei, die Töchter wurden groß. Nazis gab es jetzt nicht mehr, vom Engländer und den Bolschewisten war kaum noch die Rede. Andere Bauern waren wieder zurück bei ihren Familien, auch wenn manche ein Bein verloren hatten oder ihr Lächeln.

Rosa und Maria, Jahrgang 1937 und 38, gingen schon in die Schule; auf den Fotos sind sie pausbäckige, fröhliche Mädchen. Ihre Mutter trauerte. Manche in St. Radegund hatten aber wenig Mitleid. Einige grüßten nicht, andere tuschelten in der Kirche, es gab da etwas, das war anstößig. Auf dem Hof arbeiteten Verwandte mit, aber Nachbarn weigerten sich, der Familie zu helfen. Manchmal hörten die Töchter: Ihr armen Mädchen, euer Vater hat euch allein gelassen, weil er an sich dachte statt Verantwortung zu übernehmen. Die Leute nannten ihn einen Sonderling, Eigenbrötler, einen Verrückten oder gar Verbrecher. Die Töchter litten und lernten schweigen.

In einem seiner letzten Briefe aus der Todeszelle hatte ihr Vater an sie geschrieben: „Gott der Herr er möge uns allen in der letzten Stunde zu Hilfe kommen. Sorget auch nicht so ängstlich ums Irdische, der Herr weiß ja auch da, was wir brauchen so lange wir als Pilger auf dieser Welt sind.“ Doch das sollten die Töchter erst Jahrzehnte später lesen.



Die Töchter verstanden nicht, was „tot“ hieß und „bürgerliche Ehrenrechte“. Aber im Dorf wusste jeder: Franz Jägerstätter war gestorben, weil er nicht für die Nazis kämpfen wollte.

Das Irdische, damals: In der Schule zum Beispiel war die Lehrerin ziemlich böse zu Jägerstätters ältester Tochter Rosa. Die wurde besonders streng behandelt und schlecht benotet. Der Groll der Lehrerin blieb ihr Leben lang, und selbst Rosas erster Sohn bekam von der alten Lehrerin noch auffallend schlechte Noten, so dass er nicht aufs Gymnasium gehen konnte. Am Krippenspiel durfte keines von Rosas sieben Kindern teilnehmen.

Als die Lehrerin in Pension ging, wurde es besser. Die Nachfolgerin war nicht mehr so. Rosas zweiter Sohn – er heißt Franz nach dem Großvater – bekam gute Noten und ging später aufs Gymnasium. Die Familie Jägerstätter wurde rezosialisiert. Die Schande schien zu verblasen. Die Generation der Väter und Mütter aber vergaß auch da nicht, in den späten sechziger Jahren. Viele gaben Franziska Jägerstätter die Schuld am Tod ihres Mannes. Sie habe ihn mit ihrer Religion hineingetrieben.

Die Moral im Dorf war wie ein Fels. Die Dörfler sagten, was im Krieg geschehen sei, hätten allein die Nazis zu verantworten, nicht die einfachen Leute, die in den Krieg gezwungen wurden. Das sagten die Bauern, die Lehrer, die Politiker und die Priester. Der Bischof von Linz verhinderte nach dem Ende des Kriegs, dass ein Gedenkartikel in einer Kirchenzeitschrift erschien. Er urteilte, Jägerstätter habe nach dem Martyrium „gedürstet“, die wahren Helden aber seien die „tiefgläubig“ kämpfenden Soldaten gewesen.



© FAMILIENARCHIV FRANZ SIGL
Die Menschen im Dorf vergaßen nicht. Viele gaben Franziska Jägerstätter die Schuld am Tod ihres Mannes.

Maria ist Jägerstätters zweitälteste Tochter. Sie sagte früher, der Vater sei im Krieg „ausgeblieben“. Denn „hingerichtet“ – das hätten die meisten Leute als große Schande empfunden. Langsam verstanden die Töchter, was „bürgerliche Ehrenrechte“ waren. Die Mutter sagte ihnen einmal: Gut, dass ihr drei Mädchen seid, dann muss nach eurer Hochzeit keine mehr Jägerstätter heißen. Aber wenn die Familie in Ruhe beisammen war, abends am Esstisch, redete sie auch anders: Euer Vater war ein guter Mann, ich habe ihn sehr geliebt, und er liebte euch. Als Maria später die Handelsschule in Linz besuchte, verschwieg sie trotzdem ihren Nachnamen.

Zwei der Töchter wurden Bäuerinnen, eine Standesbeamtin. Als die Sache mit dem Vater schon zu verjähren schien, brachte ihn ein Besucher aus Amerika wieder ins Gespräch. Gordon Zahn, Jägerstätters erster Biograph, stellte der Witwe viele Fragen. Die wenigen Fotos, die von Franz geblieben waren, zeigten den jungen Mann lachend auf dem Motorrad, ein anderes den Erwachsenen ernst in der Soldatenuiform. Auf einem dritten steht er vor dem Bauernhof mit seinen Töchtern, die dicke Bäckchen haben und Strumpfbeinchen. Der Biograph stellte auch den Töchtern Fragen, doch die konnten nur sagen, dass sie sich an nichts erinnern.

Zuletzt sah Jägerstätter seine Töchter auf einem Foto, das Ostern 1943 gemacht wurde. Die Kleinen tragen darauf Osterkörbe, und sie halten gemeinsam ein Plakat mit unschuldiger Schrift hoch: „Lieber Vater komm bald!“ Da saß er schon im Wehrmachtgefängnis Berlin, mit angeketteten Füßen und Händen und krankem Magen, und wartete auf seine letzte Einberufung. Er antwortete den Kindern: „Herzlichen Dank auch für die lieben Bilder, die mir auch große Freude gebracht, aber dazu auch feuchte Augen, die Loisie hätt ich ja bald nicht mehr erkannt, sie ist dem Geschau nach scheint eine ganz Energische. Eine Freude wäre es schon, wenn man die wenigen Lebenstage im Kreise einer glücklichen Familie verbringen könnte. Aber wenn der liebe Gott es anders für uns bestimmt hat, so ist es so auch gut, es ist auch eine Freude für Jesus und unseren Glauben leiden zu dürfen.“



© ERNA RUTZ / DIÖZESE LINZ
Als die Töchter ihn hier grüßten, da saß Franz Jägerstätter schon im Wehrmachtgefängnis Berlin und wartete auf seine letzte Einberufung.

Seine wunderbaren Briefe sind erhalten geblieben. Die Witwe hob sie auf, obwohl es für sie damals bequemer gewesen wäre, diese Dokumente des freien Denkens verschwinden zu lassen, so wie es andere Frauen taten. Die Briefe zeigen, wie leicht ein kaum gebildeter und unpolitischer Bauer erkennen konnte, wie das Böse die ganze Welt im Griff hatte und wie er sich diesen klaren Blick durch viele dunkle Jahre bewahren konnte.

Die Bauernschaft St. Radegund liegt heute an der deutschen Grenze. Der Jägerstätter-Hof steht auf einem Hochplateau, das nach Norden freien Blick bietet auf bewaldete Hügel, nach Westen auf das Salzachtal, hinter dem Deutschland liegt; im Süden erheben sich die Alpen. Franz Jägerstätter hatte Fernblick nach allen Seiten. Heute ist der Hof ein Gedenkort, einige Siedlungshäuser haben sich drum herum gesellt. Unweit vom Gedenkort wohnen die Töchter. Sie sind nun alte Frauen. Maria lebt heute noch in der alten Straße. Sie hat graues Haar, ein feines Gesicht und keine Lust, Fragen über ihren Vater zu beantworten. Sie wirkt schwermütig und antwortet gequält, ihr Blick sinkt wie Blei auf den Boden oder die Tischplatte. Doch sie lässt die Leute, die sich für ihren Vater interessieren, in ihr Haus, denn sie fühlt sich ihm verpflichtet.

Es nimmt kein Ende: Nach Gordon Zahn kamen Dutzende Historiker, Soziologen, Filmemacher, Reporter – oder Juristen aus dem Vatikan. Alle wollen etwas über ihren Vater wissen: „Ich weiß aber nichts, wirklich nichts.“ Ihre beiden Schwestern haben kurzfristig abgesagt. Loisi sei schüchtern, sagt Maria. Und Rosa habe leider Magenschmerzen bekommen, vielleicht, weil sie so ungern über die alten Geschichten spreche. Auf einem neueren Foto im Album sehen die drei Schwestern aus wie viele Damen aus ihrer Generation: Sie tragen fröhliche Kostüme und haben gepflegte graue Frisuren.



© JAN GROSSARTH
Rosa, Maria und Loisi Jägerstätter: Unweit vom Gedenkort wohnen die Töchter. Sie sind nun alte Frauen.

In St. Radegund ist es mit den Generationen heute so wie überall, auch in der Familie Jägerstätter: Die Kriegsgeneration ist sehr christlich, deren Kinder sind sehr kirchenkritisch, und deren Kinder spielen sehr gern Computer.

Maria wird gefragt, ob sie mal begeistert gewesen sei für ihren Vater. Sie schaut auf den Boden, lacht kurz und sagt nichts. Sie wirkt nicht wie eine Frau, die mit ihrer

Geschichte im Reinen ist. Von den Kränkungen der vergangenen Jahrzehnte erzählt sie einsilbig. Sie will nicht, dass schon wieder geredet wird. Die Töchter eines Heiligen haben es nicht leichter. Dann sucht sie nach einem Wort, dass die Beziehung zu ihrem Vater beschreibt. Achtung? Liebe? Sie hat das Wort gefunden: „Ehre. Ich ehre ihn.“ Sie guckt aus dem verglasten Wintergarten zur Straßenecke. Da steht ein Schild: Jägerstätter-Haus.

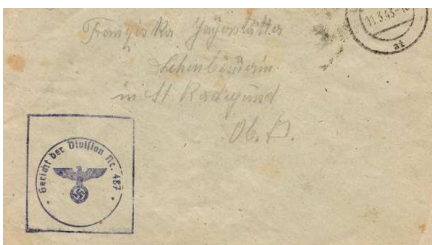
Oben in der ersten Etage sitzt auf einer Küchenbank Franziska, die Witwe. Sie ist 99 Jahre alt. Auf einer DVD läuft ein Rosenkranzgebet in Endlosschleife: Gegrüßet seist du Maria, voll der Gnade, du bist gebenedeit unter den Frauen, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes Jesus.

Vor 69 Jahren sah Franziska ihren Mann zum letzten Mal. Sie begleitete ihn zum Bahnhof. Sie hielten einander die Hände, bis die Zugtür sie trennte. Seitdem, sagte sie vor einigen Jahren, sei ihr Leben wie ein langer Karfreitag gewesen. Bald wird sie wissen, ob es ein Wiedersehen gibt. In den letzten Briefen an ihren Mann schrieb sie: „Gottes Wille er geschehe, wenn ich es auch nicht verstehe.“

Franz Jägerstätter wurde 1907 geboren, seine Eltern waren arm, die Mutter heiratete später einen Bauern, dann ging es ihnen besser. Franz besuchte nur die Volksschule. Beim neuen Vater gab es aber eine Tageszeitung und Bücher. Die las Franz eifrig, zum Beispiel Heiligenbiographien. Als er ein junger Mann war, fiel er nicht als Heiliger auf, er trank und machte Mädchen an, wurde Vater eines unehelichen Kindes, er prügelte sich; all die normalen Sachen. Das änderte sich 1935, als er Franziska heiratete. Er wurde ernster und ging in den Gottesdienst, sooft es ging, statt einer Bauernhochzeit für das Dorf machten beide eine Hochzeitsreise nach Rom, später wurde er Messner in der Pfarrkirche.

Im Januar 1938 berichtete Franz Jägerstätter von einem Traum: Ein schöner Zug voller Menschen fuhr um einen Berg, Menschenmassen strömten hinein, auch die Kinder, fast niemand blieb draußen, und dann sagte ihm eine Stimme: Dieser Zug fährt in die Hölle. Dann war es ihm, als nehme ihn jemand bei der Hand. Den Zug deutete er als Symbol für den Nationalsozialismus. Er glaubte fest daran, dass es eine Hölle gibt, und dass es ein Paradies gibt.

In den frühen siebziger Jahren wurde Jägerstätter in Österreich bekannt durch einen Fernsehfilm, eine große Dokumentation über ihn als Helden. Das empörte viele Leute in Radegund, manche grüßten Franziska Jägerstätter nach der Ausstrahlung nicht mehr. Dafür kamen wieder neue Besucher aus Wien, Italien oder Amerika. Eine Frau reiste 1979 aus Salzburg an. Erna Putz war Reporterin einer Kirchenzeitung. Sie wollte einen Artikel schreiben über diesen Helden, den viele nicht als Helden sahen.



© FAMILIENARCHIV FRANZ SIGL
Die Briefe sind bis heute erhalten: Die Witwe hob sie auf, obwohl es für sie damals bequemer gewesen wäre, diese Dokumente des freien Denkers verschwinden zu lassen.

Erna Putz interviewte Jägerstätters Witwe, die ihr auch den Stapel mit Franz' Briefen zeigte – und ein Büchlein, das er in der Todeszelle schrieb. Franziska hatte die Briefe Jahre für sich behalten. Erna Putz las sie begeistert. Das veränderte ihr Leben. Sie kündigte bei der Kirchenzeitung und blieb bis zu ihrem Ruhestand im Innviertel wohnen, tippte die Briefe ab und schrieb mehrere Bücher über Jägerstätter. „Mich hat nie etwas so bewegt wie diese Spiritualität, diese Geradheit, diese Heiligkeit – verzeihen Sie, ich finde kein anderes Wort.“

Erst Anfang der achtziger Jahre, als die Briefe nicht mehr in Sütterlinschrift auf vergilbten Briefbögen, sondern in Maschinenschrift auf weißem Papier existierten, lasen Jägerstätters Töchter, was ihr Vater ihnen aus der Todeszelle mitteilte: „Wenn man öfters an die Ewigkeit denkt, dann sind ja diese Opfer, die man hier bringen muss, eigentlich gar nicht so schwer. Auch Christus hat am Ölberg zum himmlischen Vater gebetet, Er möge den Leidenskelch an ihm vorübergehen lassen, aber nie dürfen wir dabei vergessen bei diesen Bitten: Herr, nicht mein Wille geschehe, sondern der deine.“

Die Briefe warfen all die alten Fragen der Töchter wieder auf: War dieser Vater gut? War nur er klar – und alle anderen verrückt? „Wos immer die Leit ois wissen wolln“, sagt Maria. Am Tisch sitzt auch ihr Mann, der am Kriegsende noch an die Front musste, obwohl er nicht mal erwachsen war. Weil Maria als einzige der drei Schwestern nicht Bäuerin war, sondern Bürobeamtin, übernahm sie in den achtziger Jahren die „Pressearbeit“. Wieder wurde der Vater zur Last. Wäre er einfach Soldat gewesen, habe sie manchmal gedacht „dann hätten wir es ruhiger gehabt, und die Mutter ein ruhigeres Leben“.

Jetzt musste sie Briefe beantworten, Reporter bewirteten.

Jägerstätters älteste Tochter, die uneheliche, lebt heute noch in einem anderen Dorf weiter südlich. Hinter dem Gartenzaun ihres kleinen Reihenhauses steht sie: Hilde, Jahrgang 1933. Hilde war zehn, als der Vater starb, sie hat viele Erinnerungen an ihn und hatte kaum eine Last mit ihm, weil sie Abstand hatte zu St. Radegund. Mit Hilde über ihren Vater zu reden ist unkompliziert, aber zu sagen hat sie auch nicht viel, obwohl sie Tränen in den Augen hat: „Das war einfach ein richtiger Vater, ganz ohne Heiligenschein.“ Sie erinnert sich: Wie er sie mit dem Motorrad besuchte und mit ihr fuhr, wie er 1940 mit dem Fahrrad kam mit Kisten voller Äpfel, Brot und Fleisch. Dann deutete er seiner Tochter an, dass er nicht in den Krieg ziehen werde. Von seinem Tod habe sie im Volksempfänger gehört: Sie war bei der Tante in Wien, und es sei gemeldet worden, der Wehrdienstverweigerer Jägerstätter sei hingerichtet worden. Manchmal spricht sie im Gebet zu ihrem Vater, aber nicht wegen jeder Kleinigkeit: „Papa, hilf.“ Und dann helfe er.

1940 wurde Franz Jägerstätter erstmals zum Wehrdienst eingezogen. Er absolvierte seine Grundausbildung und war rund ein halbes Jahr von Frau und Kindern getrennt. Von den Kasernen aus schrieb er viele Briefe. Daraus geht hervor, dass er von anderen Soldaten nicht in Ruhe gelassen wird, weil er manchmal in die Kirche geht. Aber er verrot nicht in dieser Soldatenwelt, die böse Natur des Faschismus wird ihm vielmehr mit jedem Tag deutlicher. In den Briefen an Franziska deutet er an, dass er mörderische Verbrechen mitbekommt, etwa Euthanasie: „Ybbs: ist eine ganz schöne Stadt an der Donau. Es ist hier auch eine ziemlich große Irrenanstalt, die schon einmal stark besetzt war. Jetzt sind halt wahrscheinlich auch die Narren geschickt geworden, weil nicht mehr viele in dieser Anstalt untergebracht sind. Liebe Gattin, es soll schon auf Wahrheit beruhen wie du mir einmal erzählt hast was mit diesen Leuten geschieht. Wie uns ein Bauer, wo wir einquartiert sind erzählte, sollen sich hier schon traurige Szenen abgespielt haben.“



© ERNA PUTZ / GÖZESE LINZ
 Franz Jägerstätter in der Grundausbildung beim Wehrdienst: Er verrotzt nicht in dieser Soldatenwelt, die böse Natur des Faschismus wird ihm mit jedem Tag deutlicher.

Er hat nur einen Freund, der Soldat ist und ähnlich gläubig, beide treten in einen Laienorden ein, sie bleiben Brieffreunde, der Freund stirbt an der Westfront fast am selben Tag wie Franz Jägerstätter. Dann hat Franz noch einen zweiten Freund, den ehemaligen Dorfpfarrer, der sein Amt nicht mehr ausüben, aber weiterleben darf.

Seit wenigen Jahren ist Simon Sigl Bürgermeister von St. Radegund. Sigl ist ein dynamischer Milchbauer mit Eigenheim, Kuhstall, Jeep und ersten Enkeln. In diesem Sommer will er den Jägerstätter-Weg einweihen, der von der Kirche zum Jägerstätter-Haus führt. Der Zeitgeist hat sich längst geändert in der österreichischen Provinz – und sich auch hier ins Gegenteil verkehrt, so wie im akademischen Milieu vor vierzig Jahren, als deutsche Studenten nicht mehr Juden jagten, sondern Nazis. Der Dorfbürgermeister Sigl hat nun eine Attraktion, um die ihn andere Bürgermeister beneiden. St. Radegund ist das selbige Gegenbild zum nahen Städtchen Braunau am Inn – Hitlers Geburtsort.

Als Franz Jägerstätter im Frühjahr 1941 von seiner Grundausbildung zurück nach Hause kommt, hat er seinen Entschluss gefasst: Er will den Kriegsdienst verweigern, wenn er wieder einberufen wird. Der Nationalsozialismus sei eine antichristliche Macht, er könne nicht für sie kämpfen, wenn er in den Himmel wolle. Seine Frau hat Angst. Sie will ihn davon abbringen, ein Mal droht sie mit Liebesentzug, doch sie bereut das und unterstützt ihn dann. Fast alle Freunde wollen ihn umstimmen, „zur Vernunft bringen“, auch der Dorfpfarrer, auch der Bischof, zu dem er für ein Gespräch fährt. Die meisten Theologen sagen, es stehe einfachen Leuten nicht zu, über Recht oder Unrecht eines Krieges zu entscheiden. Das sei Sache der politischen Führung.

Jägerstätter aber meint, wenn alle ihre Verantwortung auf Hitler abladen, müsse dieser mehr davon tragen, als ihm zuzumuten sei. Er bringt dem Bischof zehn Fragen mit, schriftlich – etwa, wie es denn nicht sündhaft sein könne, einer Partei beizutreten, die Raubzüge unternimmt und die auch das Christentum ausrotten wolle: „Warum soll denn jetzt das für gerecht und gut befunden werden, was die Masse schreit und tut? Kann man jetzt auch glücklich ans andere Ufer gelangen, wenn man sich stets wehrlos vom Strom mitreißen lässt?“ Er ist fromm, aber gar nicht brav: „Wenn also die deutschen Soldaten, die im Kampfe für den nationalsozialistischen Sieg ihr Leben lassen müssen, für Helden und Heilige erklärt werden können, um wie viel besser muss es dann noch für die Soldaten in den anderen Ländern bestellt sein, die von den Deutschen überfallen wurden und hinausziehen um ihr Vaterland zu verteidigen, kann man da den Krieg noch als Strafe Gottes ansehen, ist es dann nicht besser, zu beten, dass der Krieg fortlaure bis ans Ende der Welt, als zu beten, dass er bald aufhöre, wo doch so viele Helden und Heilige daraus hervorgehen?“

Aber die Briefe bringen ihm nur Kopfschütteln und das überlegene Lächeln der Höhergebildeten ein. Der Bischof und fast alle Bürger machen sich das Argument der Nazi-Propaganda zu eigen, der Nationalsozialismus sei auf Seiten der Kirche, weil beide gegen den Bolschewismus seien. Franz Jägerstätter aber bleibt dickköpfig. Er fragt, wozu ein Mensch denn sonst seinen Verstand und sein Gewissen habe.

Auch seine Mutter versteht ihn nicht. Die Familie sieht in den nächsten Monaten, dass Männer aus Radegund in den Krieg ziehen, dass viele fallen. Aber Franz wird fast zwei Jahre nicht eingezogen. Dann kommt im Februar 1943 der Brief, und Franz Jägerstätter weiß, dass er sein Todesurteil ist. Er bleibt einen Tag länger bei Frau und Kindern, als er darf, reist dann ab, kommt in U-Haft, sodann in das Berliner Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis. Dort verspottet und misshandelt ihn die Wärter, in den zensierten Briefen deutet er das nur selten und ironisch an. Die Häftlinge sehen kaum das Tageslicht, sie hören das Brüllen der Wärter oder die Angstschreie von anderen Inhaftierten. Franz Jägerstätter gibt sein letztes Brot jungen Mithäftlingen aus Lothringen. Seine Wärter bemitleidet er.



© ERNA PUTZ / GÖZESE LINZ
 Auch seine Mutter versteht ihn nicht. Die Familie sieht in den nächsten Monaten, dass Männer aus Radegund in den Krieg ziehen, viele fallen. Franz wird fast zwei Jahre nicht eingezogen. Dann kommt im Februar 1943 der Brief, und Franz Jägerstätter weiß, dass er sein Todesurteil ist.

In seiner Gefängniszelle liegt ein Veilchen, das ihm seine Tochter Rosi gepflickt hat, und ein Gebetbuch. In den letzten Wochen scheint Franz Jägerstätter schon mehr Freunde im Himmel zu haben als auf der Erde. Mit gefesselten Händen schreibt er immer mehr von Gottes Liebe und von seinem einsamen Glück: „Hab auch ein sehr nettes Kämmerlein für mich allein. Es wird bestimmt nicht schlechter sein für mich, dass ich hierher kommen musste, denn Gott will nicht, dass wir verloren gehen, sondern dass wir ewig mit ihm glücklich sein dürfen. Wenn man gegen niemanden Rachedanken hat und allen Menschen verzeihen kann, wenn auch manchmal einem ein hartes Wort zugeworfen wird, so bleibt das Herz in Frieden und was gibt es Schöneres auf dieser Welt als den Frieden.“

Er ist voller Leben, Güte und Fassung und schreibt einen kleinen Katechismus von 40 Seiten, der für seine Töchter bestimmt ist, weil er fürchtet, dass die nie mehr Religionsunterricht erhalten. Er bleibt bei seiner Entscheidung, obwohl das Gericht und sein Verteidiger ihn umstimmen wollen, er bietet noch an, als Soldat Sanitätsdienst zu leisten, das Gericht nimmt den Vorschlag nicht an.

In den Briefen bittet er seine Töchter und seine Frau um Verzeihung, zeigt aber keinen Zweifel an seiner Entscheidung. Seine Frau will ihn trösten und wirkt in ihren Briefen manchmal hilflos: „Mariadi sagt, sie kommt bald zu dir hinunter und hilft dir Russen fangen, dass du dann früher heimkommen kannst.“ Alle beteten auch in St. Radegund für den Frieden, aber der Frieden, den sich viele dort vorstellen, ist ein anderer; unter Frieden versteht Franz nicht nur, dass nicht mehr geschossen wird.

Vier Wochen vor seinem Tod besucht ihn seine Frau noch einmal im Berliner

Gefängnis, begleitet vom Dorfpfarrer. Die Eheleute können kaum ein Wort miteinander sprechen, weil der Pfarrer Franz überreden will, noch Frontsoldat zu werden; sie streiten. Franziska darf Franz nicht das Essen geben, das sie für ihn mitgebracht hat. Der Wächter verbietet es. Das erkennt Franz als Bestätigung: Später schreibt er an seine Frau, dieser arme Soldat hätte eben nicht anders handeln dürfen, und er selbst müsste noch viel unseligere Befehle ausführen, wenn er Soldat würde. Er tröstet seine Frau in den Briefen mehr als sie ihn: „Wenn man öfters an die Ewigkeit denkt, dann sind ja diese Opfer, die man hier bringen muss, eigentlich gar nicht so schwer.“

Am Morgen des 9. August erfährt Franz Jägerstätter, dass dies sein Todestag sein wird. Mit anderen Häftlingen muss er in einen Lastwagen steigen, der fährt nach Brandenburg. Hier schreibt Jägerstätter seinen Abschiedsbrief an seine Familie. Der endet mit den Worten: „Jesus Herz, Maria Herz, Maria Herz und mein Herz seien ein Herz / Verbunden für Zeit und Ewigkeit. / Maria mit dem Kinde lieb, uns noch allen Deinen Segen gib.“ Ein Seelsorger ist bei ihm. Um 16 Uhr wird Jägerstätter als Erster der Gruppe enthauptet. Seine Leiche wird verbrannt, die Asche verscharrt.

Niemals sonst, erinnerte sich der Seelsorger nach dem Krieg, sei er in seinem Leben einem Heiligen begegnet. Ordensschwwestern merkten sich, wo die Urne begraben wurde. Eine Schwester grub sie nach dem Kriegsende aus und brachte sie nach St. Radegund. Dort wurde sie an der Pfarrkirche wieder beigesetzt.

Mehr als sechzig Jahre später sprach die katholische Kirche Franz Jägerstätter im Dom von Linz selig. Danach lebte die müde Mutter noch einmal auf, und nun war auch den Töchtern gewiss, dass ihr Vater recht hatte und die vielen Leute im Dorf nicht. Jetzt haben alle auch in St. Radegund in den wohlfeilen Hochgesang des Antifaschismus eingestimmt, erklären Jägerstätter zum Bruder im Geiste, und die alten Katholiken in St. Radegund rufen den „seligen Franz“ im Himmel verzweifelt zu Hilfe, wenn sie beim Einkauf einen freien Parkplatz suchen. Franz Jägerstätter hat seine „bürgerlichen Ehrenrechte“ zurück.

Maria sitzt nun im Wohnzimmer und wirkt beschämt. „Ja, es kann schon sein“, sagt sie und blickt auf den Teppichboden, „früher werde ich auch mal gesagt haben: Papa, warum hast du uns das alles angetan?“ Es war für sie und ihre Schwestern eine Zumutung, Tochter eines Heiligen zu sein. „So stark bin ich nicht.“

Noch in der Zeit um die Seligsprechung im Jahr 2007 machte sie eine Kur. „Woher bist du?“, fragte ihre Zimmerachbarin.

„Aus St. Radegund.“

„Da kommt der Jägerstätter doch her, der Spinner.“

Dann nahm Maria ihren Mut zusammen und sagte: „Ich bin seine Tochter.“

Weitere Artikel

NS-Verbrechen: Den charmannten Sadisten entlarven
 Interview: Wie das Wisenthal Center die letzten NS-Kriegsverbrecher jagt
 „Dr. Tod“ ist tot: Aribert Heim, einer der meistgesuchten NS-Kriegsverbrecher, lebt nicht mehr

Der Text erschien am 1. April 2012 in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Wir haben ihnlässlich des 70. Todestages von Franz Jägerstätter heute erstmals auf FAZ.NET veröffentlicht. Franziska Jägerstätter ist am 16. März 2013 hundertjährig verstorben.

Quelle: F.A.S.
 Hier können Sie die Rechte an diesem Artikel erwerben

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR ÖSTERREICH

Suchbegriff eingeben



© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2013
 Alle Rechte vorbehalten.

